

Osttiroler Heimatablätter

Heimatkundliche Beilage des „Osttiroler Bote“

23. Jahrgang

Heinz, 29. Dezember 1955

Nummer 12

Die Geologie der südöstlichen Benedigergruppe

Die bisherigen Ergebnisse alter und neuer Untersuchungen — Dr. Anton Egger, Tirolberg

Die Altersdeutung der Gesteine und der Gesteinsserien

Im vorigen Abschnitt habe ich versucht, ganz kurz die wichtigsten und am weitesten verbreiteten Gesteinstypen zu beschreiben.

Es erhebt sich die Frage nach dem Alter dieser Gesteine. In Schwach oder gar nicht metamorphen Gesteinsserien wie in unseren Kalkalpen — nicht zuletzt in den Lienzer Dolomiten — sind die wichtigsten Gesteinslagen mit Fossilien belegbar. Das heißt: die verschiedenen Gesteinslagen sind in die geologische Zeitentafel auf Grund der bestimmenden Reste vergangener Lebens, das sich in diesen Gesteinen findet, exakt einzuordnen.

In metamorphen Gebieten, in Gebirgszügen, deren Sedimentgesteine durch gebirgsbildende u. a. Prozesse weitgehend umgewandelt worden sind, ist das anders: die Fossilien sind zerstört.

Im gesamten Bereich der Hohen Tauern, des alpinen Tauernfensters, wurde bis jetzt kein bestimmtes Fossil gefunden, obwohl sie in den nachweislich sedimentären Serien der Hohen Tauern zweifellos vorhanden waren. Die Tauernmetamorphose hat sie unkenntlich gemacht bzw. vollkommen zerstört.

So mußten für diesel Gebiete ohne Fossilien andere Möglichkeiten gefunden werden, die es erlauben, das Alter der Gesteine zu bestimmen. Die Petrographie hat z. B. Methoden ausgearbeitet, nach denen man in Verbreitungsgebieten kristalliner Schiefer wenigstens eine relative Reihenfolge (das eine Gestein ist jünger, das andere älter; ohne eine genauere Einordnung in das geolog. Zeiteinschema zu geben) herausarbeiten kann, das Alter von Gruppier-

gesteinen wird aus Kontakterscheinungen des schmelzflüssigen Materials mit fossilbelegten Sedimenten erschlossen und auch der umgekehrte Fall ist denkbar. Schließlich hat man seit langem versucht, die Gesteine über den lokalen Rahmen hinaus im regionalen Zusammenhang zu sehen. In solchen Vergleichen des einen Gebietes mit dem anderen beruhen sehr viele Altersdeutungen von Gesteinen. Wie aus dem ersten Abschnitt noch bekannt sein wird, haben Studer, Stur und Peters schon im ersten Abschnitt der Erforschung der Hohen Tauern darauf hingewiesen, daß die Kalkglimmerschieferreihe nur mit ähnlich ausgebildeten Gesteinen der Westalpen (Bündnerschiefer) verglichen werden können und dieses Vergleichen der Serien wie auch der einzelnen Gesteinstypen ist seitdem immer wieder der Ausgangspunkt für die stratigraphischen Überlegungen gewesen. Die tektonischen Zusammenhänge zwischen dem Bündnerschiefergebiet der Westalpen und den Kalkglimmerserien in den Ostalpen (Engadiner- und Tauernfenster) sind mittlerweile in einer Weise klar geworden, daß man mit voller Berechtigung die analogen Zusammenhänge zwischen dem Perm in westlich des Rheins und dem Perm östlich des Rheins gelten lassen muß.

Ehe ich das Problem der Altersdeutung der Gesteine hier erörtere, präge sich jeder noch strengstens folgendes ein: eine direkte Zuordnung von Gesteinen auf Grund eingeschlossener Fossilien ist in den Hohen Tauern bis heute nicht möglich; Fossilien fehlen. Ausgangspunkt der stratigraphischen Aufklärung ist daher das bis ins Letzte ähnlich gestaltete Permgebiet der Westalpen, das uns zum Teil die wünschenswertesten Fossilfunde geliefert hat.

Matreier Zone

Sie fällt nur mehr randlich in mein Arbeitsgebiet. Auch dem letzten Bearbeiter, W. S. Schmidt, gelang kein Fossilfund. Trotz der übermäßigen tektonischen Beanspruchung dieser Zone ist die Gesteinsbergeseinschaltung zum Teil derart auffällig, daß mit größter Sicherheit Trias und Jura erkannt werden konnten. Mesozoikum ist in der Matreier Zone ohne Zweifel weit verbreitet: Quarzite, Dolomite, Rauchtafeln, Gips, Kalkmassen, ein Teil der schwarzen Glanzschiefer, Basaltbreiten, Kalkglimmerschiefer, Serpentin und Grünschiefer. Daneben treten aber noch einwandfrei ältere Gesteine auf: diaphthorische Gneise, Granatglimmerschiefer Vertreter des Präkambriums, schwarze Glanzschiefer und grünliche Quarzphyllite als wahrscheinliche Vertreter des jüngeren Paläozoikums.

Kalkglimmerschieferreihe

Kalkglimmerschiefer (Kalksch.) und davon ableitbare Gesteine, Grünschiefer, Amphibolite, Serpentin, sowie granatführende Glimmerschiefer (Glsch.) und Schwarzphyllite setzen diese Serie zusammen. Diese Serie, die als „Obere Schieferhülle“ oder als „Tauernschieferhülle“ gebräuchlich ist, liegt als Mantel gewissermaßen über den restlichen Tauerngesteinen: in der Glocknergruppe ist dieser Mantel sogar über den Tauernschieferhülle noch worden hin geschlossen.

Schon deshalb, weil diese Gesteine die obersten Horizonte im Gebirgsbau einnehmen, liegt der Gedanke nahe, daß es sich möglichstweise um die relativ jüngsten Gesteinsvertreter handelt — wenn man tektonischen Komplexitäten die ertwieferenmaßen Älteste Gesteine

Über jüngste Ablagerungen bringen können, absteht.

In der Bündnerschieferregion der Westalpen (Profil der Simplicistraße) wurden in Gesteinen, die den Tauernschieferhüllgesteinen vollends entsprechen, Elias-fossilien gefunden und man kann diesen Fossilfund ohne große Bedenken auch als für das Perm in der Ostalpen gültig erweitern. Die Kartierungsergebnisse aus den Hohen Tauern selbst haben auch einiges dazu beigetragen, um die Frage nach dem Alter der Kalkglimmer-schiefer zu helfen. So wurde beispielsweise festgestellt, daß sich unter diesen fraglichen Gesteinen immer wieder ein charakteristischer Horizont mit Kalk- und Dolomitanmorphen, mit Kauchwacken, Quarzlit und manchmal gar Gips befindet. Diese charakteristische Gesteinsbergesellschaftung ist typisch für die Trias. Stücke dieser Triasvertreter fanden sich in den basalen Teilen der Kalkglimmer-schiefer-Gesteine einbedimentiert (Diabreflexien) und daher war auch ohne Fossilfund nachtriadisches Alter gegeben.

Die Ergebnisse aus den Westalpen zeigen, daß die Sedimentation der Kalkglimmer-schiefer bis weit in die Kreide hinein fortgewirkt haben muß. Zum Teil sind die Ergebnisse durch Fossilfunde belegt.

Regionale Geologie, insbesondere tektonische Überlegungen, die auszuführen diesen Rahmen weit überschreiten würde, haben wahrscheinlich gemacht, daß die Sedimentation der Kalkglimmer-schiefer in unseren Ostalpen nicht länger als bis in die Unterkreide gereicht haben kann. Wir müssen also gegebenermaßen, daß die Ablagerung der Kalkglimmer-schiefer in verschiedenen Varianten vom Elias bis in die Unterkreide gegangen ist und dann in den Ostalpen wegen Überlagerung des Ostalpin unmöglich gemacht wurde.

Abarten der im großen Bereich gleichbleibenden Kalkglimmer sind Quarzlit, Marmor, Glimmer mit Granaten sowie dunkle, kohlige Schiefer. Diese Unterschiede erklären sich durch verschiedene besondere Sedimentation in dem langen Zeitraum von etwa 80 Millionen Jahren.

Wie alt sind nun die Massen von Grünschiefern, die wir überall zwischen den Kalkglimmer finden: eingefaltet, mit ihnen verschuppt, einen herrlichen Gebirgsbau zeigend, wenn man zur Stunde der untergehenden Sonne auf einem Gipfel der Berge im Norden des Virgentales steht?

Die innige Vermischung dieser beiden Gesteinsfamilien, der Kalkglimmer und der Grünschiefer, macht es von vornherein wahrscheinlich, daß sie ungefähr gleichzeitig sind oder zwei benachbarten Zeitperioden angehören, von denen eine auf die andere folgt. Ich habe in der Südost-Benedigergruppe Anzeichen gefunden, die ich wegen mangelnden Materials

noch nicht auswerten imstande war: an den Grenzflächen von Kalkglimmer und Grünschiefern finden sich „vermittelnde“ Gesteine, die man entweder als tektonische Brekzie oder Überlagerung des Ostalpin auf das Perm, unmöglich als Kontaktgestein des ehemaligen Eruptivgesteins mit dem Sediment auffassen kann. Ich habe mich aus vorigen Gründen für nichts entscheiden können. Die Grünschiefer der Hohen Tauern sind erst im Verlaufe der alpinen Orogenese zu kristallinen Schiefergesteinen geworden; sie sind primär basische Eruptivgesteine, in überwiegendem Maße wohl Effusivgesteine, die sich zwischen Lie Sedimente, die heutigen Kalkglimmerschiefer, ergossen haben.

Wiederum aus den Westalpen sind echte Kontakte dieser bas. Eruptive mit den Bündnerschiefern, die ja unserer Kalkglimmer entsprechen, bekannt geworden. Daraus folgt, daß die Grünschiefer, wie sie jetzt nach der Metamorphose aufgeschlossen sind, jünger sind als zumindest ein Teil der Kalkglimmer.

Man ist heute allgemein der Ansicht, diese Grünschiefer in den oberen Jura, vor allem an die Grenze von Jura und Unterkreide zu stellen. Es bleibt Raum, darauf hinzuweisen, daß zu den Grünschiefern noch die Serpentinlinsen und der Sabbionampfibolit der hohen Achsel gerechnet werden müssen, welche ebenfalls ohne Ausnahme Eruptivablömmelungen sind und zusammen unter dem Begriff „alpine Ophiolite“ in der Literatur aufscheinen.

Die besprochenen Gesteine der Kalkglimmer-Serie haben demnach ein Alter, das dem Jura und der Unterkreide entspricht. Legen wir uns die Frage vor, auf welchem Horizont sie ursprünglich gelegen haben mögen, dann kann die

Antwort nur heißen: Trias. Auf den Ablagerungen der Trias wurden die jüngeren Sedimente und die zwischengelagerten Effusivdecken der Jura-Kreidezeit aufgelagert.

In der südöstl. Benedigergruppe liegen die Jura-Kreide-Gesteine aber nicht auf Trias, sondern die Kalkglimmer-Serie liegt auf einem Glimmer-Paragneisidomplex teilweise apfelschiefer Ansetzten. Weiter im Westen, im Profil der Zopet Spitze, die bereits außerhalb meines Arbeitsgebietes liegt, ist tatsächlich Trias zwischen der Kalkglimmer-Serie und dem tieferen Gneiskörper aufgeschlossen. Nach Osten hin teilt die Trias aus (tektonisch). Im nächsten Abschnitt wird der Gebirgsbau näher beleuchtet werden. Uns soll jetzt nur die Frage nach dem Alter der Gesteine interessieren.

Ich bin genötigt, etwas vorzugreifen, um nicht zu viel Doppeltes zu sagen. Der tiefest aufgeschlossene Gneiskörper der südöstlichen Benedigergruppe ist der Benedigergranit (-tonalite). Wir werden sehen, daß sein Alter vortriadisch ist und in das Paläozoikum fällt. Gleichaltrig muß auch die Apfelschiefer sein, die von diesem Granit ihren Ausgang nimmt. Die vom Granit ausgehenden granitischen Ganggesteine, eben die Apfelschiefer, von denen die Rede sein wird, können also besten Falles Gesteine beeinflusst haben, die älter sind als die Granitintrusion. Auf keinen Fall kann ein Gestein, das zur Zeit der Apfelschiefer noch gar nicht abgelagert war, von Apfelschiefer injiziert worden sein, wie etwa die Trias. Wenn das der Fall wäre, dann müßten die Apfelschiefer nachtriadisch sein. Das sind sie aber nicht. Eine nachtriadische Durchdringung mit Apfelschiefer ist nirgends feststellbar.

(Fortsetzung folgt.)

Bildnisgrabsteine in Osttirol

(Schluß)

Von Dr. f. L. Mannhart

Mit Christoph Geigers monumentalen Dienzer Grabplatten ist der erhaltene Bestand an Werken der Sepulkrplastik in Osttirol noch keineswegs erschöpft, doch erreicht keines der übrigen Denkmäler den hohen künstlerischen Wert der beiden Platten in der Pfarrkirche von Lienz. Schon beim Grabmal des Michael von Wolkenstein war der beginnende Einfluß der Renaissance festzustellen, der nun, in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, immer stärker zutage tritt. Diese Vermischung der Stilelemente der Gotik und der Renaissance sowie des schon beginnenden Barock zeigt auch die rotmarmorene Grabplatte (1x1,94 m) der im Jahre 1534 gestorbenen Freifrau Rosina zu Rain und Sumereß, die auf der Evangelienseite des Chores

der Dienzer Michaelskirche eingemauert ist, gegenüber dem Grabstein des Hermann von Graben.

Es handelt sich hier um eine Arbeit von mehr handwerklicher als künstlerischer Qualität, die vielleicht von einem Steinmetz geschaffen wurde, der allerdings nur mittelbar, aus dem Gehirnskreis des Christoph Geiger hervorgegangen ist, denn die Bildung des Kopfes mit den glatten Rundungen von Stirn, Lippen und Kinn, die sich durch Haube und Rinnbünde abzeichnen, weist eine gewisse Ähnlichkeit mit der Grabplatte des Hermann von Graben auf, die bekanntlich von einem Schützen Geigers, vielleicht sogar teilweise von diesem selbst, geschaffen wurde. Freilich ist hier eine weitere Verflachung des Reliefs eingetreten, eine Auflösung der pla-

jüdischen Form, die traditionellen Gesetze des göttlichen Figurengrabsteins entbehren des inneren Zusammenhangs. Ein weites, faltenreiches und stark ausschlagendes Gewand verdeckt den Körper, doch läßt der seitwärts gesetzte linke Fuß die Spielbeinstellung ahnen, die betend gefalteten Hände halten ungeschickt einen groben Rosenkranz, das Haupt, etwas seitwärts gewandt, ist fast zur Gänze von einer köstlingsgeschichtlich interessanten Haube verdeckt, deren lange Stoffschleife über die rechte Schulter hängt. Die sonst auf göttlichen Grabsteinen meist unter den Füßen angebrachten Wappen sind hier oberhalb der Figur zu dritt nebeneinander und mit zwei Helmen mit Decke und Helmzier angeordnet, wodurch die Frauengestalt fast erdrückt wird. Diese ungeschickte Komposition, die grobe Behandlung des Heraldischen und die flüchtige Metallarbeit überhaupt schließen es völlig aus, daß wir es hier mit einem Werk Weigers oder jenes Gehilfen zu tun haben, der rund 25 Jahre früher den Stein Hermanns von Graben meißelte. Dieser Steinmetz ist schon ein Kind der neuen Zeit, wenn er auch in handwerklicher Gebundenheit sich noch an die alten göttlichen Vorbilder anlehnt. Auch die grob und flüchtig eingehauene Inschrift: „Hic iest pegraba die wohlgeborne Frau Rosina Frein zu Rain und Sumereit ist gestorben am do MDXXXIII Jar am er tag nach Mylterfasten Der Got Genad“ zeigt bereits die lateinischen Maßstäbe der Renaissance.

Nur vier Jahre später entstand die in der linken Seitenwand derselben Kirche eingemauerte Platte aus weißem Marmor mit dem Bildnis und Wappen der im Jahre 1338 gestorbenen Beatrix, wohl einer Schwester der Rosina von Rain. Hier tritt uns bereits eine völlig andere Form des Grabsteines entgegen, noch halb göttlicher Porträtgrabstein und schon halb Renaissance-Epitaph, eine gerade für diese Übergangszeit im frühen 16. Jahrhundert typische Vermischung beider Gestaltungsformen. Wohl hat die Platte noch das schmale Rechteckformat (0,9×2 m) des göttlichen Grufbedeckels, aber den Rand füllt nicht mehr die Inschrift, sondern ein Renaissance-Ornament, während sich jene in acht Zeilen übereinander im unteren Drittel der Platte befindet: „Hic iest begraben die wohlgeborn Frau Beatrix von Raitwach ein geborne von Rain ist gestorben am VII tag Junij im XXXVIII Jar der gott genedig seh.“ Darüber steht die Verstorbene in einem weiten Gewand, beide Arme auf das große Wappen gestützt, das Gesicht leicht in Farben gerötet und mit schwarz gemalten Augen. Das Fehlen des bisher üblichen Wappenschmuckes, die selbstbewußte Haltung der Figur, die Anordnung von Schrift

Die „Osttiroler Heimatblätter“

wünschen allen Mitarbeitern und Lesern
Gesundheit und Erfolg im Jahre 1956
und bitten um weitere Treue.

und Ornament, all das gehört bereits völlig dem neuen Geist der Renaissance an, freilich in einer spezifisch deutsch bairischen Form und mit provinzieller Unbeholfenheit ausgedrückt.

Wie weit sich um diese Zeit die Sepulkralplastik schon vom göttlichen Formideal entfernt hat, zeigen wohl am besten die Fragmente des 1540 errichteten Grabmals für Andreas von Gra-

schno, das bloße Haupt mit langen Ringellocken und Schmuckhaare auf die linke Hand gestützt, während die rechte auf dem angezogenen rechten Knie ruht. Zu dem Haupt auf seinen Füßen sieht der Helm aus, der an der Wand über ihm ist eingemauert. Neben dem Geburtsdatum „Andreas von Graßschno nat. MCCCCXV“ befindet die Platte eine kleine Figur des 15-jährigen Ritters ohne besondere Kunst gemalt; trotzdem aber verdient dieses Grabmal allein schon wegen seiner architektonischen Besonderheit und originellen Gestaltung Beachtung, zeigt es doch, wie hier die Phantasie eines kaum bedeutenden Künstlers sich neuen Ausdrucksformen zu bedienen.

Ein Werk mehr provinziell-handwerklicher Art ist das Grabmal der Vikaria Magdalena, das an der Friedhofmauer von Metzdorf, das noch zu Ende des 15. Jahrhunderts entstanden ist. Es zeigt bereits die nun während des ganzen 16. Jahrhunderts übliche Form der Darstellung in einer Rundbogen-Nischenhälfte die Halbfigur des Verstorbenen und darunter die Inschrift in Kapitalen: Hier liegt begraben der Erbirbig Her Wolfgang Holer Vicarius dieser Kirchen der gestorben ist nach Christ Geburt MCCCC... den ... Tag des Monat ... den Got genedig seh. Vigintus octo probat.“ Trotz der groben Reliefarbeit weist das Gesicht deutliche Spuren von Naturbeobachtung auf. Das sette Doppelkinn, der kleine Mund, das buschige Dockenhaar sind ein Beweis, wie auch ein mehr handwerklich arbeitender Künstler dem Bildnischarakter nachstrebt und wie er sich mit Erfolg der neuen Renaissanceformen bedient.

Von der Mitte des 16. Jahrhunderts an ist ein rascher Verfall des Bildnis-epitaphs zu beobachten. Die festgelegte Form führt zu einer Erstarrung; der geistige Inhalt geht immer mehr verloren und auch das Porträt entbehrt bald jeder persönlichen Note. Diese kuppelartige, hölzerne Starre weist z. B. auch die weismarmorne Ritterfigur auf dem imposanten, mit rotem Marmor gerahmten Grabmal des „Her Heimerant



Abb. 6. Rosina zu Rain Foto: S. Wolfgruber

von, die heute in der 15. Arkade am alten Friedhof bei der Pfarrkirche Metz eingemauert sind. Die Form dieses Grabmals läßt sich aus den erhaltenen und zum Teil polychromierten Granitreliefs nicht mehr genau rekonstruieren. Erhalten sind zwei kleine Reliefs mit fandelaberartigen Halbsäulen, eine davon mit einem Wappen behangen, eine kleine Tafel mit der Inschrift „Hic jacet sepultus nobilis andreas de graben qui obiit anno domi MCCCC XL“ und an der Rückwand der Arkade eine größere, 0,37×1,54 m messende Spruchtafel mit Todesymbolen, über der eine Reliefplatte (0,56×1,25 m) mit der Figur des Verstorbenen eingelassen ist. Dieser liegt wie in einer Grufnische in voller Rü-

Freiherr zum Rain und Sumerech römischer Kaiserlicher Majestät Welt Hauptmann“ in der Menzer Michaelskirche auf, die nach altem gotischem Brauch auf einem Wöden steht und in der Rechten die Fahne, in der Linken den Helm mit dem Wappen hält. Auch hier ist es lediglich das Antlitz, das durch seine porträtmäßigen Züge dem sonst kalten und toten Werk aus dem späten 16. Jahrhundert einiges Leben gibt. Für die Entwicklung des Grabmals ist dieses (1,5×3,5 m) große Monument aber vor allem deshalb interessant, weil es zeigt, wie aus der aufgerichteten und in die Wand eingelassenen Platte allmählich ein Denkmal geworden ist, das nun vor die Wand gebaut wird und den Charakter der Grabplatte bereits völlig verloren hat.

Eine bessere Leistung ist das in die Friedhofsmauer von Matrei i. O. eingelassene, romanisierende Epitaph (0,74×1,47 m) des Dechanten und Chorherren Johann Fercher, der in gefaltetem Chorhemd und Pelz umhang, das Haupt mit dem Birett bedeckt, unter einem mit Egelköpfen und Voluten verzierten Muschelbogen in Halbfigur dargestellt ist. In der Linken hält er das

Brevier, die Rechte spielt mit der Quaste des Umhanges, an seiner rechten Seite ist das Wappen mit Helmzier angebracht. Wie aus der Inschrift am Rundbogen: „15 + Conserva me domine + 94“ hervorgeht, ist das Epitaph noch zu Lebzeiten des Gesittlichen entstanden, denn er starb erst im Jahre 1605, wie die im unteren Drittel angebrachte Inschrift besagt: „Hier ligt begraben der Gertwürdig Geistlich Her Johann Fercher etwan Dechant und Chorherr zu Zuchingen auch Kirch und Pfarrher alhie zu Windisch Matrah in die 47 Jahr der gestorben ist den 2. Tag febru im jar 1605 dessen seell gott gnedig und barmherzig sein welle anmen“. Dieses Epitaph schließt sich jenem Stil an, der in der Drümler Werkstatt im späten 16. Jahrhundert ausgebildet wurde und auch in der Grabdenkmalarbeit im Kreuzgang von Neustift Anwendung gefunden hat.

So erinnern auch in Osttirol noch heute zahlreiche Grabmäler an Männer aus dem Ritter- und Priesterstande, deren Gebeine längst zu Asche zerfallen sind, deren lebendige Erscheinung und Gesichtszüge aber in Marmor und Stein die Jahrhunderte überdauert haben.

Der Seppi, der noch ein ganz glattes Gesicht hatte, hinsten. Da auf einmal blieb der Hanns stehen, tat einen tiefen Schnaufser und sagte: „Du Seppi, ka Mensch tront sich mehr mit uns zu rangeln. Heut nacht geh ich hinunter auf den Friedhof und ruf dort nach dem besten, der da liegt, vielleicht getraut sich der!“ Der Seppi, der gewohnt war, alles zu tun, was der ältere Bruder wollte, sagte nur: „Als denn gut, dann gehen toir heut nacht!“ und damit setzten sie sich wieder in Bewegung und trugen den Firstbaum an seinen Platz.

In der Nacht stiegen sie richtig herunter ins Markt und pünktlich um 12 Uhr standen sie auf dem Friedhof. Da stellte sich der Hanns breit hin und rief „Auf, wer der Beste ist und a Schneid hat! Die Struemerbuben sind da zum Rasen!“ Aber wie erschrocken die beiden Brüder, als es sich unter vielen Grabhügeln zu rühren begann und gar als im bleichen Mondlicht ganz nahe bei ihnen sich aus einem Grabe eine lange halbbertwesse Gestalt mit wirrem, rotem Haar und zottigem rotem Bart erhob und mit ausgebreiteten Armen auf sie zuschritt. „Hölleufel, der rote Bart!“, rief der Hanns und suchte sich in Kampfstellung zusammen, „Her da, wenn du a Schneid hast!“ Der rote Bart war ein arger Wülderer und Schreier gewesen, den vor ein paar Jahren die Knechte des Pflegers niedergestochen hatten.

Während aber der Hanns umherzagte den Geist des roten Bartels anging, fuhr dem Seppi der Schreck vor dem Toten in die Glieder, er schlug mit zitternder Hand drei Kreuze und rannte und rannte aus dem Friedhof hinaus und den Berg hinauf und hörte nicht auf zu rennen, bis er endlich das Struemerhaus vor sich sah und todmüde über die Schwelle taumelte. Wie er aber die Stubentüre öffnete, da lag auf dem Stubentisch, hell vom Mond beleuchtet, eine frische blutige Menschenhaut und wie er näher hinsah, da war das die Haut seines Bruders Hanns und die langen blonden Haare und der blonde Bart noch daran.

Die Haut vom Hanns hat der Herr Dekan am Friedhof begraben lassen, der geschundene Leichnam war nicht auffindbar.

Aber nach vielen Jahren, als das Grab vom roten Bartl neubelegt werden sollte und man es öffnete, fand der Totengräber darin zwei Gerippe, die sich wie zwei Rangkler fest umschlungen hielten, das eine ist der rote Bartl gewesen und das andere der Struemer Hanns.

In den Tisch, auf dem die Haut vom dem Struemer Hanns gelegen ist, haben sie die Jahreszahl 1618 hineingeschnitten und der Tisch ist noch lange, lange im Struemerhause zu sehen gewesen.

Die Gage von den zwei starken Struemern

Don F. P. Wolsegger, Birnbanner, Matrei i. O.

Noch oberhalb von Matrei, zwischen dem Bobernig und den Hintereggerhöfen, liegt ein Bergbauernhöfel, genannt beim Struemer.

Vor etwa 300 Jahren hausten auf diesem Höfel zwei Brüder, der Hanns und der Seppi. Die waren damals talaus talein die stärksten Mannskut. War sonst nichts zu sagen gegen die zwei Struemerbuben, sie arbeiteten wochentags über fleißig auf ihrem kleinen Hoamaile oder im Holzschlag an den Hängen des Hintereggers und Ochsenbuchs. Am Sonntag stiegen sie schön brav herunter ins Markt zur Kirche, aber nachher ging's freilich ins Wirtshaus, und der dicke Gastwirt Wohlgenut tat jedesmal einen abgrundtiefen Seufzer, wenn er sah, daß die beiden bärenstarken Wildlinge die Gaststube betreten. Sie waren ja nicht böseartig die zwei, beliede nicht, aber schon nach dem ersten Wirtels drängte ihre überschüssige Kraft nach einer Betätigung und sie forderten die Anwesenden auf, mit ihnen zu rangeln, wobei sie jedesmal Sieger blieben. Sonst taten sie für gewöhnlich niemandem was zuleide, grad daß jedesmal, wenn die Struemerbuben sich auf ihre Art in der Gaststube auslebten, zum Mißvergnügen des Wirtes die Stube voller Staub und Gepolter war, sie und da bei dem tollsten Ringen auch

ein paar Gläser auf den Boden klirren oder sogar der eine oder andere Stuhlfuß daran glauben mußte. Einmal freilich hatte sie so ein eingebildeter junger Bürgersohn mit höhnenden Worten ernstlich töd gemacht und damals, ja damals hatten sie mit berechneten Kräften die Wirtsstube geräumt, Tische, Bänke, Sessel und alle Gäste draußen auf dem Platz sorgfältig auf einen Haufen geschlichtet, das Hausvor darübergelegt und schließlich noch den schimpfenden dicken Wohlgenut obenauf gesetzt. Sie hatten damit ihrem Herzen Luft gemacht. Rangkeln wollte daraufhin mit ihnen niemand mehr, ja der Bader Remmler hatte sogar öffentlich erklärt, solchen gebrochenen Schlüsselbeinen, ausgelegelten Schultern und verstauchten Fingern wie es das Rangkeln mit den Struemerbuben zur Folge habe, sei seine ärztliche Kunst nicht gewachsen. Bei den Weiberleuten hatten sie auch kein Glück mehr, die scheuten sich vor den graulichen Wildlingen.

Endlich beschloßen sie, ihr Häußl neu auszubauen, vielleicht könnte dann doch einer von ihnen zum Heiraten kommen. Und so schlichteten sie Balken auf Balken, blißhauber wurde das neue Haus, schließlich schleppten sie noch den mächtigen Firstbaum aus dem Walde herunter, der zottige Hanns trug vorne und